

Begegnung mit Saint-John Perse

VON PIERRE IMHASLY

*Une seule et longue phrase sans césure
à jamais inintelligible*

In Toulon, am Hafen, war mir das Meer grau erschienen; trotz der frühen Morgenstunde, dem Aufbruch, den Wimpeln, den Flaggen, trotz der kreidigen Helle, die über dem Mont Faron aufging, war es fahl, falb, fettig, braun und verschmutzt.

Jetzt, ein paar Stunden später, stand ich vor den Salzgärten, in die Bucht von Giens gebetteten, riesigen weissen Kristallhaufen, die das Auge blendeten. Und er war da: Saint-John Perse! Alles war da: das Meer, eine einzige weisse Seite, rein, unbefleckt, auf die nie etwas zu stehen kommt; der Wind, der begehrende; die Weite, die Helle, das Licht und das Salz, «die härene Kutte des Salzes». Saint-John Perse war da! Saint-John Perse und seine Alchimie!

Auf meiner Karte verblieben noch ein paar Kilometer bis zur Polynésie, wo, auf dem äussersten Zipfel der Halbinsel, das Haus des Dichters stehen musste. Das Herz drängte mir in den Hals hinauf. Ich sollte ihn sehen, den Einsamen, Unbestechlichen, der abseits aller Publizität und Mondäne sein einstmals politisches Exil in ein moralisches verwandelt, der zeitlebens jeden Interviews und jeden persönlichen Kommentars zu seinem Werk sich enthalten hatte.

Die ganze Nacht, schlafen konnte ich ohnehin nicht, hatte ich in dem ratternden Zug, der mich in den Midi brachte, memoriert, war auf und ab gelaufen, die Summe dessen zu ziehen, was mir in Sachen Naturwissenschaften von der Schule noch geblieben war. Botanik, Zoologie, Geologie und so fort. Ich wusste, dass solche Gebiete zu den bevorzugtesten Gesprächsthemen des Dichters gehörten, dass er sich mit Exaktheit und Detailbesessenheit damit beschäftigte. Viel war es nicht gerade, das wurde mir erschreckend klar bei dieser Gewissensforschung; jetzt hatte ich auch noch den Rest vergessen. Von Römischen Recht und von Entomologie wusste ich genau, dass es sie gab. Über Literatur und solche Dinge würde er kaum reden, das wusste ich auch. So blieb mir denn noch, auf seine sprichwörtliche Herzeshöflichkeit zu setzen, zu hoffen, dass er mich nicht allzusehr ausnehme.

Wäre es mit Verehrung getan, ich wäre weniger aufgeregt, wie ich jetzt durch das Portal der Villa «Les Vignaux» und über den harschen Kies auf das

grosse, weisse Haus zugehe. Schliesslich ist er für mich einer der grössten lebenden Dichter, hatte ich ihn in Schülerjahren für den grössten überhaupt gehalten, war mit zehn Wörterbüchern seinem ausgefallenen Vokabular beigegeben, um ihn ganz für mich zu haben: fanatisch, enthusiastisch, beglückt und überzeugt; bei jeder Nobelpreisverleihung innerlich den Kopf schüttelnd und den Kameraden prophezeiend, wenn einer ihn zu Recht bekäme, dann er – bis er ihn dann doch bekam. Schliesslich glaubte

ich, dass er mit «*Etroits sont les vaisseaux*» das schönste, höchste und grösste Liebesgedicht der modernen Weltliteratur geschrieben hatte, so dass man, wie Mandiargues sagt, nach Perse das Wort «*fille*» kaum mehr gebrauchen kann; schliesslich waren «*Exil*» und «*Vents*» kosmische Dichtungen, die mich jahrelang immer wieder aufgeladen hatten mit der Spannung ihrer explosiven Bilder; endlich glaubte ich – wiewohl oder gerade weil ich ein Bergler bin –, dass kein Anblick mir je diese tiefe Ahnung vom Meer geben könnte, wie sie mir «*Amers*» geschenkt hatte.

Jetzt stehe ich vor der Klingel und wäre am liebsten umgekehrt, davongelaufen, komme mir ganz nackt vor – etwa wie vor einem Examen. Das Haus liegt ziemlich hoch über dem Meer, inmitten einer wilden, üppigen Vegetation. Maquis, Myrten, Pinien, wilde Oliven. Im rechten Winkel an den Wohntrakt schliesst sich eine Art

Remise an, mit einem grossen Tor und schwerem Türklopper. Es sieht ein bisschen nach Hazienda aus. Gegen das Meer zu stürzt der Felsen steil ab, ein schmaler Pfad führt hinunter in die Klippen. Der Blick geht direkt hinüber auf die Insel Porquerolles.

Frau Dorothy Saint-Leger, eine grosse, gepflegte Amerikanerin, geleitet mich über die Treppe mit dem schwarzen, eisenbeschlagenen Geländer. Oben steht er, unter einem chinesischen Tapis aus roher Seide, darauf eine Prinzessin einem Barbarenführer vermählt wird. Fürs erste will er mir klein erscheinen. Er ist äusserst korrekt, sportlich elegant gekleidet. Drinnen, an dem Glastisch, sitzen in den modernen Polstern der Photograph Lucien Clergue und seine Frau.

Das erste, was an Perse auffällt, sind die Augen unter der hohen, vorstehenden Stirn. Sein Blick ist nicht herrisch, aber beherrschend; er tastet nicht, sucht nicht, er erfasst; gleichsam als



Saint-John Perse, 1966. Photo Lucien Clergue

wäre er immer in die Weite gerichtet, auf irgendeinen Horizont hinter dem Horizont; ein Blick, der die Weite gewöhnt ist, die Weite des Meeres, die Unendlichkeit von Wüstenlandschaften. Trotzdem wirkt er nicht kalt oder abweisend. Es sind nicht die Augen eines säuselnden Dichters oder schwadronierenden Gelehrten, es ist ein harter, konzentrierter Blick, der des Kapitäns vielleicht, eines Reiterhauptmanns oder Stammesführers. Nicht umsonst habe ich mit seiner Höflichkeit gerechnet, denn, wie er mich in Beschlag nimmt, Näheres über das Land meiner Herkunft, die Berge, die Rhone, die Gletscher wissen will, gibt er mir immer wieder Gelegenheit, zu referieren, die anfängliche Verzagtheit zu überspringen. Er erzählt von seinen eigenen Bergfahrten in die Hochpyrenäen. Er will mich hinstellen. Dann, als er vernimmt, dass ich noch nie in der Gegend war, steigt er mit mir auf die Terrasse hinauf, die das Dach des ganzen Hauses ausmacht. Er erzählt die Geschichte des Hauses. Seit 1957 kommt er jeden Sommer wieder hierher zurück, während er vorher siebzehn Jahre keinen Fuss auf französischen Boden gesetzt hatte. Die Gestapo, die ihm in der Pariser Avenue Camoëns unter anderem sieben vollendete Manuskripte verschleppt hatte, die gleiche Gestapo hatte auch dieses Haus in einen Posten verwandelt. Eigentlich ist ihm die Landschaft hier zu niedriglich, zu wenig elementar, zu wenig grosszügig. Eigentlich ist er ein Ozeanmensch, und er hat ja auch einen schönen Teil seines Lebens auf atlantischen Kreuzfahrten verbracht, hat sich nur für diese Sommerresidenz entschlossen, weil man hier bis Mitte November baden kann und das tägliche Schwimmen ihm unentbehrlich ist. Mittlerweile hat sich der Himmel sehr schnell bedeckt, ein Sturm meldet sich an, Regentropfen prasseln auf das Dach. Das scheint ihn nicht zu kümmern, unbeirrt schweift sein Blick; wie die ersten Blitze zucken, zeigt er mir in der Ferne noch das Haus, darin Valéry manchmal mit Freunden wohnte. Wie wir hinunterkommen, sind wir tropfnass.

Den Boden des Salons bedeckt ein grosser runder Teppich. Er ist abwechselnd aus schwarzen und weissen äthiopischen Affenfellen zusammengenäht. Uns gegenüber hängen an der Wand vier Stiche übereinander. Sie stellen Captain Cook dar, wie er vor Ozeanischen Inseln ankert. Sie sind Georg dem Dritten, König von Grossbritannien, Frankreich und Irland, gewidmet.

Was nun folgt, ist ein Monolog über ein paar Stunden, der, auch wenn er von uns manchmal unterbrochen wird, immer noch Monolog bleibt. Nicht, dass er uns etwas vorreden würde, aber jedes Wort führt zu einer Theorie oder Geschichte oder Person, kein irgendwie noch denkbarer Zusammenhang wird ausser Acht gelassen, so breitet sich das

unaufhörlich aus wie ein Teppich, fliesst in langen, geschliffenen Sätzen dahin ohne je einen Satzbruch, ohne den Moment eines Zögerns. Manchmal schliesst er beim Reden für einen kurzen Moment die Augen: innere Ordnung. «*J'habiterai mon nom*» kommt mir bei dieser Sammlung in den Sinn, das stolze Wort aus «*Exil*», das man keinem andern zutraute. Distanz, *politesse*, spärliche Gestik, seine Hände bewegen sich kaum, stundenweise sitzt er in seinem Stuhl, aufrecht wie in einem Sattel, beinahe ohne sich zu bewegen, nur die Augen gehen hin und her. Und er wirkt jung dabei, straff und gespannt, wie wenn er auf den nächsten Baum springen müsste.

Man könnte sich fragen, was an Aufschluss zu holen sei beim Besuch eines Dichters, dessen Werk sich in seiner Vollkommenheit so definitiv und absolut von seinem Schöpfer losgelöst hat, dessen dichterisches Subjekt in seiner magischen Haltung sich so weit trennt vom biographischen Ich. Und gerade jetzt, wo er redet, geht mir auf, wie das Höchste erreicht ist, wie Gedicht, Sprache und Person eins sind.

Saint-John Perse *ist* ein lebender Aphorismus, und er *ist* Rhetorik.

Nie ist mir das Rhetorische seiner Gedichte so aufgegangen wie jetzt, wo er spricht. Eine gute Rhetorik, die nicht Staffage, sondern eine tiefinnere ist. Die Andaluser haben den «*cante jondo*», den tiefinnern Sang. Dabei muss der Schrei in einem einzigen Zug von tief innen herausgepresst werden, er muss, wie man sagt, aus dem Bauch

herauskommen. Genauso ist es mit der Rhetorik von Perse. Sie geht durch seine Person hindurch, wie ein Kosmos. Die Sicherheit, die Abgewogenheit der Stimme, die Abgemessenheit, die trockene Beschwörung, die in dem langsamen, eindringlichen Vortrag liegt, ja selbst die Feierlichkeit, zu der sie sich dann und wann emporschraubt – das alles ist nicht aufgeklebt sondern auf-erlegend, es ist nicht Attitüde, es ist «*charnel*» und entspricht durchaus seiner durchgebildeten Einzigartigkeit.

Draussen zieht nun ein regelrechter Sturm auf, ein Unwetter. Clergue hat seine Meerstudien mitgebracht. Wir betrachten das Meer auf den Bildern. Perse zeigt sich sehr eingenommen davon, die Strukturen, die Verwandlungen, die Analogien zu Geologie und Pflanzen, die sich mit diesen mikrokosmischen Aufnahmen Clergues machen lassen, behagen ihm. (Es soll ja inzwischen auch ein Buch dieser Photos mit Auszügen der «*Amers*» erscheinen.) Er spricht über einen Katalog aussterbender Vögel der Camargue – geht im speziellen auf den Bartgeier und seine Lebensgewohnheiten ein –, über Lateinfehler in französischen Klassikerausgaben, über die Wissenschaftler, die alle das machen, was sie nicht sollten: der letzte Metaphysiker, Heidegger, zum Beispiel in Poesie. Er spricht von wilden Tieren, vom Rhodesier, den er hatte, der kein Hund, sondern ein gezähmter weisser Wolf gewesen war und den die Deutschen mitgenommen und Göring überreicht hatten. Auf Literatur lässt er sich zweimal bringen: Pound,

den er verreisst, und Ponge, dessen «*clôture*» er lobt: «*Je suis près de dire tout le bien sur Ponge.*»

Langsam wird es dunkel, vom Sturm und der Nacht. Frau Dorothy hat inzwischen ein Glas Wasser mit Pille gebracht und ihren Mann diskret aufgefordert, sich nicht zu stark zu verausgaben. Wir gehen noch in sein Arbeitszimmer hinüber. Das kleine Zimmer, das tagsüber das Licht des Mittelmeers empfängt, steht jetzt in gespenstischem Halbdunkel, von hellen Blitzen zerrissen. Ein spartanisches Zimmer, das Zimmer eines Asketen. Neben dem Fenster ein langer, schmaler spanischer Tisch. Darauf ein Bündel weisser Blätter, ein Buch, ein paar Photos, eine Seekarte. Seekarten auch an der gegenüberliegenden Wand, Seekarten am Boden. An der Wand eine Gravur S. W. Reynolds, des Hofmalers Georg des Dritten, Königs von England. Unter einem breiten Pflanzertuch zeigt sie Napoleon auf Sankt Helena. Auf einem Regal das Photo einer jungen Frau zu Pferd, das Photo des rhodesischen weissen Wolfes, der es verpasst hatte, «*Göring an die Gurgel zu springen*», ferner, auf einer hölzernen Lafette, das Modell eines hochgetakelten Dreimasters der alten französischen Marine, ein Sextant, ein Kompass und eine alte Münzwaage.

So hatte ich es mir vorgestellt, das Zimmer des Mannes, der schreiben kann: «*j'habiterai mon nom.*»

«*Honneur à l'homme de grande cause et de grande tractation.*»

Arbeitszimmer des Dichters. Photo Lucien Clergue

